

Šedivý, Ivan: *T. G. M. K mytologii první československé republiky* [T. G. M. Zur Mythologie der Ersten Tschechoslowakischen Republik].

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2022 (Knižnice Dějin a současnosti 72), ISBN 978-80-7422-885-8.

Kann man zu T. G. Masaryk noch etwas Neues schreiben? Sieht man von der nach wie vor schmerzlich vermissten kritischen Biografie des tschechoslowakischen Gründerpräsidenten ab, richtet sich das Interesse der Forschung seit einigen Jahren weniger auf das Wirken als vielmehr auf die Wirkung Masaryks. Dem folgt auch Ivan Šedivý in seinem in der „Knižnice Dějin a Současnosti“ erschienenen Bändchen „T. G. M.: K mytologii první československé republiky“. Der Untertitel des Bandes verweist auf die grundlegende Fragestellung: In welchem Maße war der Mythos der Person „Masaryk“ an die tschechoslowakische Staatlichkeit 1918-1938 geknüpft und konnte er das Ende dieses Staates erfolgreich überdauern? Šedivý geht in drei Schritten vor: Nach den beiden archetypischen Mythen des „Helden“ und des „Vaters“, denen er jeweils ein Kapitel widmet, untersucht er die Dekonstruktion und Neuentstehung des Mythos in der Zeit nach dem Ende der Republik bis in die Gegenwart.

Der Mythos des „Helden“ Masaryk entstand ab 1918 in der Rückschau. Šedivý referiert die Ereignisse, mit denen Masaryk ins Bewusstsein der tschechischen Öffentlichkeit trat und ordnet sie ein: Während die Trias aus Handschriftenstreit, Hilsneriade und Aehrenthal-Affäre zu Heldenprüfungen stilisiert wurde, fielen andere Episoden, die zeitgenössisch einen durchaus vergleichbaren Widerhall gefunden hatten, in der von populären Schriften getragenen Mythenbildung nach 1918 bald unter den Tisch. Folgerichtiger Höhepunkt dieser Heldengeschichte war der Kampf gegen das alte Österreich. Allerdings übergeht Šedivý die Tatsache, dass der Heldenmythos um Masaryk einschließlich der zugehörigen Narrative bereits um 1900 fest etabliert war, wenn auch nur im überschaubaren Kreis seiner damaligen Anhänger.

Der „Held“ Masaryk wurde im Laufe der Republik von der Vaterfigur, dem *tatíček* (Väterchen), abgelöst. Hier griffen staatliche Stellen vielfach steuernd ein. Quellenreich schildert Šedivý die aufwändigen Sicherheitsvorkehrungen sowie die strikten Zeitvorgaben, durch die Masaryks offizielle Besuche in kleineren Städten und Landgemeinden charakterisiert waren. Gleiches galt für exakte schriftliche Vorgaben, wie die Geburtstage des Präsidenten zu feiern seien (S. 64). Öffentliche Reaktionen auf Masaryk waren so in hohem Maße vorstrukturiert.

Wesentlich für die Mythenbildung war außerdem ein sich schnell formierender Kanon zu Masaryks Person, den er selbst bewusst pflegte. Nicht nur inszenierte er sich als einfacher Mann aus dem Volk (S. 15 ff.), auch die Unschärfe seiner ethnischen Zugehörigkeit wurde stark reduziert bzw. „tschechoslowakisiert“ (S. 28). Großes Gewicht misst Šedivý zudem Masaryks Werk „Světová revoluce“ (Die Weltrevolution) bei, mit dem dieser die Geschichte seiner eigenen Heldenwerdung in eine verbindliche Form goss (S. 28). Den eigentlichen Kern des Masaryk-Mythos bildeten jedoch – wenig überraschend – die „Hovory s T. G. Masarykem“, die stark lite-

rarisierten Gespräche Karel Čapeks mit Masaryk, die Šedivý als geglückte Synthese des echten und des mythischen Masaryk begreift (S. 74 f.).

Nach 1938 geriet der Mythos unter Druck. In der Zeit zwischen Kriegsende und kommunistischer Machtübernahme trennte sich der Mythos Masaryk zunächst von dem der Republik, die nun vermehrt in der Kritik stand, Masaryks Vermächtnis nicht erfüllt zu haben (S. 82 f.). Den eigentlichen Bruch in der Erinnerungspolitik markierte interessanterweise nicht der Februarputsch 1948. Erst nach 1951 wurde die Verbindung von Masaryk und „seiner“ Republik propagandistisch wiederhergestellt und kampagnenhaft angegriffen. Dennoch blieb der Umgang ambivalent, da die kommunistische Partei ein latentes Interesse an einer – ideologisch genehmen – Historisierung des ersten Präsidenten behielt. Die geschichtswissenschaftlichen Debatten um Masaryk nach dem Jahr 1989 hatten also einen längeren Vorlauf.

Den analytische Mehrwert der Mythosforschung schöpft das Buch nicht ganz aus, da Šedivý letztlich eine Chronik der spezifischen Mythenbildung T. G. Masaryks schreibt, statt vergleichend nach der Funktion des Mythos im modernen Staat zu fragen (S. 26 f.). Das ist insofern schade, als die beiden Archetypen „Held“ und „Vater“ gut gewählt sind, weisen sie doch auf das funktionale Problem hin, aus einem Kämpfer und Revolutionär einen Staatsgründer zu machen. Šedivýs Befund, dass die bereits von den Beteiligten als problematisch empfundene Parallele zum Kaisermithos Franz Joseph I. nicht von Anfang an angelegt war, sondern sich erst mit dem zehnjährigen Bestehen der Republik in der Breite durchsetzte, ist nämlich höchst aufschlussreich und präzise herausgearbeitet (S. 38-41).

Nur begrenzt, aber erhellend leuchtet Šedivý die Rezeption des Mythos aus, indem er darlegt, dass sich die Legitimität des Präsidentenkults bei den nationalen Minderheiten weniger an der Beteiligung offizieller Amtsträger ablesen lässt, als vielmehr an dem Maße, in dem Kinder – etwa durch in der Schule verfasste Briefe – in den Mythos des *tatíček* eingebunden wurden (S. 70).

Insgesamt bleibt also manchmal der Eindruck zurück, dass die vielen interessanten Details, die Ivan Šedivý dem Leser überzeugend präsentiert, in ein etwas unglückliches Konzept gezwungen wurden. Das soll dem Werk jedoch nichts von der Leistung absprechen, die unüberschaubare Masaryk-Forschung um einige sehr wichtige Punkte ergänzt zu haben. Šedivýs Fazit, dass der „Mythos Masaryk“ auch in seiner entkernten, postmodernen Form in der tschechischen Geschichte des 20. Jahrhunderts unumstritten ist, kann man vorbehaltlos zustimmen (S. 100).